

Berge

Ich liebe die Berge.

Dass das so ist, wusste ich nicht immer. Und überhaupt wusste ich nicht viel darüber, was ich liebe und was ich nicht liebe. Das Leben kam über mich, ungefiltert sagte ich jahrzehntelang Ja, und es war irgendwie in Ordnung so – bis mich ein schlimmer Burnout ausbremste.

So wie bisher also nicht mehr, aber wie dann?

Es dauerte lange, bis ich mir erlaubte, öfter in die Berge zu gehen. Das war ja nicht produktiv, so lautete meine Konditionierung. Inzwischen aber sind die Berge für mich ein Sinnbild geworden für das Leben, wie es leibt und lebt:

- Wenn ich eine Bergwanderung angehe, habe ich ein Ziel, nämlich den Gipfel.
- In den Bergen fühle ich mich frei.
- Da geht es in Kurven nach oben.
- Und vor allem stehen die Berge dafür, dass sie nicht so zu begradigen sind, wie ich meinen Weg manchmal im Leben gern hätte. Um den Gipfel dort hinter den anfänglichen Waldspitzen zu erreichen, weißt du nicht, wie oft dich die Wegführung statt immer nur nach oben auch wieder nach unten schickt. Und du meinst: Das läuft nicht richtig, denn ich will ja hinauf. Trotzdem muss ich den Weg gehen.

Ja, ich liebe die Berge. Erst recht, wenn sie schroff sind und felsig und wüst. Ich liebe die natürliche Anstrengung, die sie mir abverlangen. Wie gesagt, das wusste ich nicht immer. Um das und vieles andere, womit ich mein Leben mehr würde steuern können, über mich herauszufinden, genehmigte ich mir ein Solo. So nennen es Pädagogen, und sie haben es sich von Jesus mit seinen 40 Tagen und 40 Nächten in der Wüste oder von indianischen Stämmen oder den Aborigines abgeschaut, wo man junge Menschen in die Einsamkeit der Natur schickt, um die Schwelle zum Erwachsenwerden zu überschreiten. Das schien ich zu brauchen: Erwachsen werden. Mit 52.

BERG NUMMER EINS

Platzsuche

Ich nehme mit Merkur die erste Ausfahrt von Mulhouse und lande voll im Lande Peugeot: Eine usine an der anderen, eine garage löst die nächste ab, LKW-Parkplätze en masse, kein Mensch mehr unterwegs um diese Uhrzeit, also mal lieber weiterfahren, bisschen aus der Stadt hinaus vielleicht, aber wie geht's bloß aus der Stadt raus, die Sonne ist weg, Himmelsrichtungen kann ich nicht erkennen, hoppla, mein Gefühl wollte ich auf dieser Reise sprechen lassen, was sagt mir nun mein Gefühl, nichts, es hat keine Ahnung. Eine Stunde lang. Inzwischen ist es ein Uhr.

Meine Konzentration ist nach der langen Fahrt am Ende. Meine Augendeckel wollen schon längst nicht mehr. Ich teste in Gedanken verschiedene Plätze, ob da mein lieber Merkur stehen bleiben und parken möchte. Er möchte nicht.

An vielen Plätzen möchte er nicht. Nicht im Industrieviertel (wer weiß, wieviele LKW-Fahrer da aus ihren LKWs zu mir ins Auto steigen könnten!), nicht im Stadtzentrum an einer unbeleuchteten Straße (wer weiß, welche Jugendlichen da randalieren!), nicht in der Villengegend (wer weiß, wie sehr ihre Besitzer mich am Morgen schief anschauen werden!). Bis wir beide irgendwie dann doch den Stadtrand gefunden haben. Schüchtern umrunden wir mehrfach ein großflächig angelegtes Hotel. Ob wir uns dort auf den Parkplatz stellen? Werden wir vom Nachtpförtner vertrieben, weil wir kein Hotelgast sind? Meine Müdigkeit erleichtert mir die Entscheidung, und wir postieren uns etwas abseits am Rand des Parkplatzes, an den eine weitläufige Wiese angrenzt. Verstohlen schleiche ich mich von der Fahrertür an der Rasenseite zur Heckklappe und nehme die mein Chaos wunderbar verhüllende gelb-blau gestreifte Ikea-Tagesdecke ab – nein, Schlafanzug ist nicht nötig – halt, noch ein leichter Klogang in die Wiese –

Rücklings steige ich auf das Trittbrett. Wenn ich mich ducke, kann ich den Kopf nach hinten nehmen und meinen Körper ihm nachziehen, bis ich liege.

Ganz schön eng hier oben! Beim ersten Mal, als ich vor einiger Zeit schon einmal mein Brettbett ausgetestet habe, war die Liegefläche leer gewesen, so dass ich mich darauf seitlich in der Waagerechten drehen konnte, doch jetzt: Die blaue Kühltasche teilt sich mit mir das Bett, die schwere Bücherkiste, einige Kleidungsstücke, der Waschbeutel, das alles habe ich hier oben abgelegt, weil da so viel Platz war, wohingegen alle Kisten unterhalb meines Brettbettes überquellen vor Dingen, die ich in den nächsten Wochen vielleicht brauchen könnte.

Nein, es geht so nicht.

Unter starken Verrenkungen bekomme ich den Hecktürengriff in die Hand, drücke ihn nach unten, ziehe mich hinaus, komme auf der Wiese in den Stand, räume die Bettplatte frei. Die Kühltasche bringe ich, immer leise, dass mich keiner hört, nach vorne auf den Beifahrersitz. Die Bücherkiste stelle ich auf den Beifahrerboden, Klamotten und Waschbeutel oben drauf. Ich gehe nach hinten, krieche rücklings wieder nach oben und komme zum Liegen, drücke den Türverriegelungsknopf.

Nein, auch nicht gut, jeder kann mir am Morgen ins Gesicht schauen, da ich direkt auf Fensterhöhe schlafe.

Habe ich plötzlich ein Problem?

Ich krabble hinaus und krame in Merkürs Innerem nach den bunten Vorhangstoffen, die ich auf die Schnelle von daheim mitgenommen hatte, mit unklarem Plan – irgendwie würde ich sie dann schon befestigen können. Dabei bin ich so müde! Da sie das Klebeband nicht gehalten hat und sie immer wieder heruntergefallen sind, klemme ich sie in den Autotüren und -fenstern ein. Dass das nur vom Hotel keiner hört! Immer fein sachte die Türen zgedrückt! Gar nicht so leicht, die Hecktüren von innen zu schließen, schon gar nicht so leise, weil sich der Griff dafür, an dem ich ziehen kann, ausgerechnet in Schlafbretthöhe befindet. Ich muss noch rechtzeitig vor dem Klack meine Hand wegziehen, um sie nicht einzuquetschen.

Da liege ich wieder. Neben mir das Lachgasspray. Und das Pfefferspray gegen Tiere.

Aber das kannst du doch nicht im Auto verwenden, wenn dich jemand belästigt – das trifft dich doch selber!, schießt es mir durch den Kopf. Ich brauch wenigstens ein Messer! Noch einmal drehe ich mich in der Waagerechten, um mit dem Kopf zur Kofferraumtür zu liegen zu kommen, fiesele am Griff der Hecktüre, um sie zu öffnen – kaum, dass ich sie aufkriege – und suche mit der Taschenlampe aus einer Kiste mein Wildnismesser hervor, auf das ich so stolz bin, spitz, kurz und hart, der Griff aus feinstem Olivenholz.

Bevor ich es neben meinem Kopfkissen ablege, halte ich kurz inne, öffne den Druckknopf der ledernen Scheide. In welchem Fall würde ich es anwenden? Vielleicht jemandem damit auf die Hand piken? Wann wäre die Gefahr bedrohlich genug, um zuzustechen? Oder würde ich in Panik geraten und zu früh loslegen?

Endlich spüre ich meine Anspannung abklingen, die Stille ringsumher umfängt mich.

Und plötzlich, uff, ist sie da, die Panik.

Altes Zeug

Panik! Nein! Nicht doch wieder! Panik! Wie damals! Hilfe! Luft! –

Diese Enge, genau wie damals, ich bin imstande, alles kaputtzudrücken, ich brauche Platz! Impulsiv möchte ich nach oben aufschnellen, den Oberkörper aufrichten, doch das Autodach! Aufstehen und dann gleich aussteigen geht nicht. Hilfe! Plötzlich schnürt sich mir die Kehle zu, ich kriege keine Luft mehr, ich weiß ganz genau, gleich ersticke ich! Ich krieg keine Luft! Ich ersticke! Luft! Durch den Mund geht keine Luft mehr durch, zu trocken ist er. Schreien möchte ich, doch kommt es nicht. Die Autodecke wölbt sich unter meinem Armdrücken – ich muss hier raus! Luft! Ich sterbe, wenn ich hier nicht rauskomme! Mein Herz schlägt laut.

Bleib ruhig! Du musst, du musst dich zusammenreißen, das hier geht nur mit klarem Verstand! Du hast dir Platz gemacht, kannst dich seitlich wegrehen.

Mit aufeinandergepressten Lippen unter kurzen Atemstößen gelingt es mir, mich auf den Bauch zu drehen, ohne an dem bedrohlich nahen Autodach anzustoßen, den Oberkörper

über die breite Bettbrettmatratze in der Waagerechten zu drehen, sodass der übrige Körper nachziehen kann, die Beine nun in Fahrtrichtung, Kopf und Hände zum Türgriff – der Griff, wo ist der verdammte Griff? Gleich zerreiße ich alles, ich erstickte! Ich zerspringe! Ich muss ersticken! Ich zerspreng die Autotür!

Bleib ruhig, das hier geht nur mit Vernunft, sonst erstickst du, du musst Vernunft haben, hast es bis hierher geschafft, bleib ruhig, da ist doch der Griff.

Ich erstickte! Rauf- oder runterdrücken? Ich erstickte! Ich muss jetzt sofort den Griff rausreißen, sonst komm ich hier nie raus, Hilfe!

Du schaffst es, hast es doch damals auch geschafft. Gleich schaffst du's. Nach unten drücken. Noch fester, du schaffst das, gleich hast du's! Noch fester! Klack – klack rechts genauso –

Mit einem kräftigen Stoß die eine Hälfte der Hecktüre, noch ein Stoß für die zweite – frei, ich kann atmen, auf dem Bauch, hebe den Kopf, die ganze freie Wiese vor meinen Augen, frei! Es duftet nach frischem Gras. Mein Herz höre ich bummern.

Dass das nochmal kommen konnte!

Dabei hatte ich sie doch überwunden gehabt, die Platzangst? Die Erinnerung an die Millenniumsnacht auf der Münchner Feiermeile zwischen Odeonsplatz und Siegestor. Dass das nie mehr kommen könne, hatte ich gemeint.

Pah, wie stellt die sich an, dachte ich noch über eine Frau, die mir in der Enge der Menge entgegenstürmte. „Durchlassen!“, rief sie schrill, ihre Augen waren geweitet und angstvoll auf mich gerichtet, ihre Arme fuchtelten wild durch die Menschen. „Durchlassen! Mir ist zu eng!“ Mein Lächeln muss verächtlich gewesen sein, ich sehe mich noch verständnislos und borniert den Kopf schütteln.

Es war keine Minute vergangen, bis dann plötzlich ich mich in der Menschenmenge eingedrückt fühlte. Links befand sich die Häuserwand, rechts begrenzte die Betonmauer zur U-Bahnstation den Engpass, den anscheinend alle Feierwilligen auf einmal in diesem Augenblick zu passieren gedachten. Die, die von der Ludwigstraße zurückkamen und die, die von der U-Bahn hochkamen und hin zur Ludwigstraße wollten.

Die einen schoben mich von hinten nach vorn, wo auch ich hinwollte, doch die anderen kamen mir von vorn entgegen und drückten mich zurück, drückten, und plötzlich hatte ich keine freie Wahl mehr, war keine Handbreit mehr dazwischen, nicht vorne und nicht hinten und nicht zur Seite, immer noch mehr pressten sie mich ein, da war kein Platz mehr, gar kein Platz mehr zum Ausweichen – ich krieg keine Luft mehr, schoss es mir plötzlich ganz nüchtern durch den Kopf. Dann war es vorbei mit dem Denken. Ich krieg keine Luft mehr, schrei ich raus. Mein Kopf platzt gleich, spür ich. Keine Luft mehr! Nur noch schreien will ich, die Jacke reiße ich mir vorne auf, möchte nach vorne stieben. Eine unbändige Kraft spür ich, ich möcht sie alle weg boxen, nur noch frei atmen will ich, Luft haben, über sie drübersteigen möcht ich, auf ihre Schultern, schon hebe ich an – Lasst mich durch! Immer noch mehr Menschen wollen zu mir her, alle zu mir her, ich krieg keine Luft mehr, ich

schreie, „Ich krieg keine Luft!“ und sehe in verständnislose Gesichter. Gleich wird mein Kopf platzen, spür ich, mein Brustkorb ist am Zerbersten, der BH engt meine Brust ein, ich muss den BH öffnen, ich krieg keine Luft, nur noch über die Leute drüber hechten möchte ich.

„Ich krieg keine Luft!“, den BH kann ich nicht öffnen, hab die Sektflasche in der Hand, die muss weg, fallenlassen, egal, ich höre es zischen. Spüre Rieseln und knirschende Scherben unter meinen Füßen, habe nun beide Hände frei, um den BH zu öffnen, ist etwas besser, doch „Ich krieg keine Luft!“, immer wieder schreie ich in bornierte Gesichter. „Weg da, ich will raus!“

Da höre ich neben mir eine ruhige männliche Stimme:

„Schauen Sie nach oben! Nur nach oben. Sehen Sie, dort oben am Himmel ist so viel Platz für Sie! Sehen Sie die Sterne? – Immer nur nach oben schauen! – ja, kommen Sie – ich gehe voraus.“

Wie ein Engel führte mich ein fremder Mann mit ruhigen Worten aus der Enge hinaus, nur ein paar Meter weiter, wo es wieder luftiger wurde.

Acht Jahre hatte es dann gedauert, bis ich mich wieder in Menschenmassen begeben, mich zu Stoßzeiten in eine volle U-Bahn quetschen oder wieder aufs Oktoberfest gehen konnte.

In irgendeiner Gehirnregion hatte sich die Erinnerung daran wohl unauslöschlich eingenistet.

„Ich muss heut Nacht die Türen hinten offenlassen!“, schießt es mir aus dieser Gehirnregion durch den Kopf.

Umkehren

Das Kinn liegt auf der Platte, mein Herz pocht noch in die Luftmatratze und entkrampft sich langsam, während meine Augen angestrengt das Hotel prüfen. Erst der Blick auf die weite Wiese vor mir lässt mich ruhig werden. Die Türe offenlassen? Bei offener Tür schlafen?

Hier? Hotelparkplatz? Nachts, wenn ich schlafel! Morgen früh um fünf die ersten Gäste an meiner Hecktür vorbei! Nein! Nein. Das mach ich nicht. Was kann da passieren!

Meine Arme zittern, als ich den Oberkörper etwas nach draußen ziehe, die Beine aus der Waagerechten nachhole, kann sie erst auf dem Trittbrett und dann auf der Wiese abstellen. Erstmal tief Luft holen, sehr tief, wie frisch das Gras, nochmal tief, die Arme strecken, noch mehr Sauerstoff, seufzen, aber still! Leise! Atmen, endlich wieder richtig atmen! Unter mir Wiese, über mir Himmel, hoher, weiter Sternenhimmel.

Ganz benommen lehne ich mich an Merkürs Karosserie an.

Und das jetzt jeden Tag? Bei offener Tür schlafen, fünf Wochen lang? Überall? Was mache ich jetzt? Ins Hotel gehen?

Bei dem Gedanken fühle ich Enttäuschung. Auf keinen Fall Hotel. Das war nicht der Plan. Umkehren? Was sonst? Wieder heimfahren? Kommt nicht in Frage! Bin sowieso zu müde jetzt. Es muss eine Lösung geben.

Mein Herz schlägt wieder ruhig. Ich gehe zur Hecktür und betrachte die Griffmechanik. Sie liegt exakt in Höhe des Brettes, kein Spalt dazwischen.

Eingehend beobachte ich die sanft ausgeleuchtete Fläche vor dem Hotel. Alles ist still und überschaubar. Was soll schon passieren?

Eine gefühlte halbe Stunde bin ich so dagestanden, bis ich mich wie gehabt rücklings mit dem Kopf voran auf mein Brettbett ziehe. Dann drehe ich in der Waagerechten den Oberkörper zur Hecktüre hin, ziehe den eigentlich als zweites zu schließenden Teil der halbierten Hecktür zu und lehne die kürzere offene Hälfte über die geschlossene breitere. Drehe mich wieder zurück, lege den Kopf hinter dem Beifahrersitz ab, wohin ich mein Kissen schon geschoben hatte. Mit einem kräftigen Fußtritt kann ich aus dem Liegen die Tür aufschubsen, und das gibt mir das Gefühl von Raum, ja, vor mir breitet sich eine weite nächtliche Wiese aus, die nur mir gehört, während die Hotelgäste in engen Zimmern schlafen müssen. Ich bin so frei! Und erleichtert. Mit einem Lächeln auf den Lippen über meinen Wiesenliegeplatz kann ich endlich einschlafen.

Als ich wieder aufwache, ist es sieben Uhr und hell. Kein Mensch um mich herum. Schnell weg, bevor mich jemand anspricht! Ich verwandle Merkür in ein ganz normales Auto, indem ich die alles verhüllende Tagesdecke über meine Schlafstatt ausbreite, und fahre los.

Doch wo bin ich eigentlich? Wo geht's hier zur Autobahn?

Ich wende meine übliche Strategie an, Leute auf der Straße nach dem Weg zu fragen. Ein Mann kommt mir auf dem Gehsteig entgegen, wohl unterwegs zur Arbeit in einer usine. Bereitwillig erklärt er mir im Elsässer Dialekt den Weg. Und „Hoch lebe Europa!“, ruft er mir noch zu, als ich weiterfahre. Sind die hier alle so drauf, oder ist er verrückt?

Nach mehrmaligem Umkreisen der Innenstadt im Peugeot-Verkehr finde ich eine Ausfallstraße, die an einer Wiese liegt, mit Parkbucht. Hier kann ich mir auf dem Gaskocher Kaffee kochen und dazu das von daheim mitgebrachte Brot mit von daheim mitgebrachter Marmelade schmieren.

Wenn es dem Esel zu gut geht

„Wenn es dem Esel zu gut geht, geht er aufs Eis“, kommentierte mein Vater, als ich ihm von meinem Reiseentschluss berichtete. Dass dieser Entschluss großer Unsinn sei, wollte er eigentlich sagen – oder vielleicht das: „Dir geht's zu gut. Das ist nicht gut!“

„Was willst du denn so lange in Frankreich? Doch hoffentlich arbeiten?“, sagte meine Mutter in ihrer Sorge, dass ich, ihre 52-jährige Tochter, mich mit nichtigen Dingen beschäftigen und noch im Alter auf ihrer Tasche liegen könnte.

„Das würde ich mich nicht trauen, allein so lange in einem fremden Land!“, sagten Freundinnen. Und ihre Männer reagierten entsetzt. „Pass auf dich auf!“ sagten sie mit bedeutungsvollem Blick.

Mein Mann Peter aber sagte: „Wenn du das brauchst, musst du es machen!“

Und dafür liebe ich ihn unendlich.

Es ist schon Abend, als ich von München losfahre, weil ich neben den vielen Abschlussarbeiten in den letzten Wochen erst an diesem Tag das Auto richtig packen konnte. Egal. Mein einziger Plan ist, heute noch in Frankreich anzukommen. Heute, das heißt: Vor null Uhr das Schild „France“ passieren.

Peter hat mir noch geholfen, alle meine Kisten in meinem kleinen Van zu verstauen und darüber das Schlafgestell-Brett zu fixieren. Die Schlafbett-Luftmatratze hat er mir aufgeblasen und mit mir noch eine Lösung ausprobiert, wie ich bei Regen die grüne Baumarktplane an der Dachreling befestigen kann – einen Baum für das andere Ende vorausgesetzt. Aber hey, ich will in das wilde Cevennen-Gebirge, da werde ich ja wohl einen Baum finden, falls es mal regnet!

Immer mit aufmunterndem Tonfall hatte Peter meine Reisepläne kommentiert. Ich war ihm dafür sehr dankbar.

Aber dann tat er mir doch leid, wie er so geknickt schien und da stand, mit der eher kleinen schlanken Statur, die nicht viel größer war als meine, mit seinem vollen Haar, das sich zunehmend grau gefärbt hat, mit seinen wunderschönen stahlblauen Augen in dem markant geschnittenen schmalen Gesicht. Aufgeregter als ich selbst wirkte er, als sich mein geliebter Hochdachkombi, wie er in der Fachsprache heißt, Kiste um Kiste füllte. Liebevoll winkte Peter mir zum Abschied, als ich aus dem Hinterhof hinausfuhr, er sah nachdenklich aus.

Was könnte nur alles passieren!

Vierzig Tage und vierzig Nächte

Ich habe mir ausgerechnet: Täglich zehn Euro, mehr darf ich in den ersten fünf Wochen, in denen ich allein unterwegs bin, nicht ausgeben. Doch wozu Geld? In meinem Inneren ist schon seit längerem der Wunsch entstanden, den häufigen Neukauf schicker Klamotten zu reduzieren. Einfach nur Zeit für mich zu haben will ich lernen, weniger Zeit für den Alltag verwenden. Doch natürlich brauche ich trotzdem Geld.

Für Benzin (das in diesem Jahr extrem teuer ist) und für Essen. Aber hallo, ich fahre in die Cevennen, in die französische Wildniseinsamkeit. Was brauche ich da Geld? Ich übernachtete im Auto. Ich brauche keinen Campingplatz. Höchstens einmal pro Woche zum Rundumwaschen. Ich nehme aus dem Baumarkt eine Abdeckplane für Eineurofuffzig mit, um auch bei Regen außerhalb des Autos sitzen zu können. Es ist Sommer! Normales Campingzubehör: Tisch, Stühle (einen für mich, einen für Peter dann, wenn er nach meiner Solo-Reise mit dem Zug nachreist). Gaskocher. Geschirrkugel. Autopapiere. Ich darf die Vorteile der EU genießen, brauche nicht, so wie früher, Geld gewechselt zu haben, brauche an keinem Grenzübergang mehr anzuhalten und mich besorgt zu fragen, ob ich auch wirklich alle wichtigen Ausweisdokumente bei mir habe. Nein, für Frankreich muss ich diesbezüglich keine aufwändigen Vorbereitungen treffen. Wie einfach das klingt. Doch natürlich sind auch in mir Befürchtungen aufgestiegen.

Muss ich nicht ... darf ich ... soll ich wirklich ... was wird nur werden ... was mach ich, wenn ...

Als Schutzwall gegen diese Fragen habe ich eine ganze Wagenladung an mich umgebender Sicherheit eingepackt: eine Kiste mit Büchern (falls ich mich langweile) und mit Musik-CDs (falls ich mich einsam fühle), eine Kiste mit Klamotten (falls es kalt ist, falls es warm ist). Eine Kiste mit Geschirr und erstem Essen, das ich aus unserem Vorratsschrank mitnehme. Dass mir mulmig ist, gebe ich nur ungern zu.

Aber habe ich mir nicht zu Jahresbeginn diesen praktischen Minivan gekauft, extra für solche Wünsche im Hinterkopf, ja, im Hinterkopf, weil ich nicht wagte, sie wirklich zu denken, und trotzdem habe ich ihn gekauft? Habe ich mir nicht von meinem handwerklich begabten Sohn Markus extra ein Brettergestell zum Schlafen bauen lassen, das exakt über meine acht Klappkisten passt? Hey, und nun Angst?

Ja, Angst. Angst vor meinen eigenen Wünschen. Vor meinem eigenen Mut. Ja, und ich werde es dennoch tun. Ich nehme meine ganze Courage zusammen. Meine Reise in die Cevennen hat begonnen. Ganz allein mit mir, vierzig Tage und vierzig Nächte.

Und meine Besorgnis verwandelte sich in vorfreudige Aufregung.

Ein Steinhaus

Schon Jahre hatte mich die Frage beschäftigt: Wie kann ich jemals ein bezahlbares Haus dort finden, ein richtiges Steinhaus, das nicht nur ein Steinhaufen ist, irgendwo in der kalten Pampa. Keines, an dem ich lebenslänglich Ausbesserungsarbeiten machen muss, sondern sofort bewohnbar, direkt beziehbar. Mit wenig Vorarbeit und wenig Geldaufwand; und immer sonnig und trocken und mit dem erholsamen Schattenplätzchen unter Pinien. Woher nehme ich jemals die Zeit, mal einen ganzen Sommer in Südfrankreich zu verbringen, um mir dort so ein Häuschen zu suchen?

Inzwischen sind Jahrzehnte über diesen Fragen vergangen.

Und nun auch noch dieser Auftragsausfall.

Der machte mir mächtig Sorgen, ein enormes Umsatzloch würde auf mich zukommen. Ich verdiente meinen Lebensunterhalt als freie Mitarbeiterin, die unterschiedlichste Unternehmen bei zeitgebundenen Teamprojekten unterstützte. Sie buchten mich mal für ein Jahr, mal für sechs Monate, mal für drei Monate. Reibungslose Übergänge von einem Auftrag zum nächsten ohne Umsatzeinbußen zu schaffen, verstand sich für mich von selbst. Und nun die nächsten Monate kein Geldeingang!

„Wie willst du denn deine laufenden Kosten bestreiten, Rosi?“ würde meine Mutter wieder einmal fragen. Miete, Versicherungen, Telefon, Auto, Verpflichtungen eben. Wie recht meine Mutter hätte!

„Du bist nun schon über fünfzig! Denk an deine Rentenzahlungen! Du wirst schneller alt, als du denkst!“

Auch damit hat sie recht.

Ein Drache, dieser alles verschlingende Alltag. Verzehrt meine Tage, meine Lebenszeit. Und wirft immer neue, feuerspeiende Köpfe aus. Ich bin ihm ausgeliefert. Sein Opfer. Will ich nicht sein, bin es aber.

Viele schlaflose Nächte hatte ich in letzter Zeit überstanden. Doch dann war auch die Lösung im Schlaf gekommen, und eines Nachts fuhr ich hoch:

Einfach kein Geld ausgeben! Ein Bett ins Auto bauen. Offene Kisten darunter schieben statt geschlossener Koffer. Allein nach Frankreich fahren, wenn Peter nun mal auf die Ferien angewiesen ist – ich bin es nicht. Ist doch ganz einfach!

Von den fantastisch kargen, wilden Landschaften in den Cevennen habe ich Wunderbares gelesen. Dort möchte ich hin, jawohl, ist dieser Auftragsausfall nicht eine riesige Chance? Geschenkte Zeit? Schlummerte nicht schon lange in mir dieser Wunsch, brodelte wie ein Vulkan unter dem Deckel der vermeintlichen Unerfüllbarkeit? Plötzlich muss ich nicht mehr überlegen.

Ja, ich will allein fahren. Ja, ich will Zeit für mich haben. Ja, für mich, nur für mich. Endlich für mich. Ja, ich will. Ja, ich will Südfrankreich. Ja, wirklich. Ich will meinen eigenen Rhythmus leben. Aufstehen, wann ich wach bin, und schlafen, wenn ich müde bin. Essen, wenn ich Hunger habe, und nicht dann, wann Mittagspause vorgeschrieben ist. An sonnigen Wiesen anhalten und mich darauf ausbreiten, wenn mir danach ist. Mein Auto an einem idyllischen Plätzchen abstellen, um dort die Nacht zu verbringen, und morgens mit Bellevue frühstücken. Ja, ich nehme mir vierzig Tage dafür Zeit, den ganzen Juli bis in den August hinein. Selbst für Jesus schien so eine lange Auszeit keine Kleinigkeit gewesen zu sein, und auch ich bin sehr angespannt.

Erster Juli Abreise, ja, das ist gut. Mein Mann Peter kommt dann Mitte August nach, wenn er Ferien hat. Ja, das lässt sich alles gut organisieren.

Und wieder einmal spüre ich die Kraft der Gewissheit: Wenn ich endlich weiß, was ich will, flutscht es. Plötzlich fällt es mir leicht, alles bis ins Detail zu regeln – auch die Kleinstaufträge, die während meiner Abwesenheit weiterlaufen müssen. Voraussichtlich werde ich während meiner Zeit in Frankreich noch Geldbewegungen von einem Konto zum anderen durchführen müssen, also nehme ich eben meine Kontonummern mit.

Was die Kinder können

War ich nicht viel zu lange schon damit beschäftigt gewesen, meine verstaubten Erfahrungen zu kultivieren? Diesen mehr Wert zu geben als neuem Erleben und neuen Erfahrungen? Nur weil die Welt übereingekommen war, dass man es ü50 besser wissen müsse?

Geld, tja, Geld. Geld habe ich eigentlich nicht wirklich übrig, denn es wird drei Monate oder, je nach Zahlungsmoral des nächsten Auftraggebers, noch länger dauern, bis auf meinem Konto wieder Geld eingehen wird. Aber da sind ja meine vier fabelhaften Kinder, von denen

ich so viel lernen kann. Nicht, dass sie mir Geld leihen könnten, nein. Aber stattdessen können sie mir den Mut der Leichtherzigen verleihen.

Wo sie schon überall gewesen sind! Dominik ist jetzt 29 und mein Ältester. Für seine sechs Wochen Istanbul, Kairo, Sahara brauchte er damals, mit 24 Jahren, nur Geld für den Flug, der Rest ging per Anhalter. Was hat er geschwärmt von den klaren und stillen Nächten mitten in der Wüste! Inzwischen hat er mir eine liebe Schwiegertochter und eine niedliche Enkelin geschenkt, das nächste Kind ist gerade unterwegs.

Markus ist 27. Schon mit 25 ging er für ein halbes Jahr nach Valencia, um eine Auszeit zu haben. Eine Auszeit! Mit 25! Hat abwechselnd bei Freunden und Freunden der Freunde übernachtet und sich von seinem Charme ernährt. Eine Auszeit! Mit 25!

Lisa war ein Vierteljahr lang ganz allein in den USA unterwegs, feierte damals ohne mich und ohne ihre Familie dort ihren achtzehnten Geburtstag, fuhr mit einem dicken Rucksack und dem angeblich so gefährlichen Pacific Greyhound von Portland bis Los Angeles, wofür hat die Mama denn dort drüben Cousinen und Freundinnen aus der Schulzeit, da kann man doch prima übernachten, ja super, und Kinder in ihrem Alter hatten die auch noch, also reichte ihr weniges Erspartes doch lässig. Sie ist nun mit ihren 25 Jahren eine selbstbewusste Person. Seit zwei Jahren darf ich auch für ihren kleinen Sohn Oma sein. Fehlt noch Raffael, mein jüngster und größter Sohn – 1,85 m ist er –, der vor kurzem mit seiner hübschen blonden Freundin Cora acht Wochen lang mit dem Rucksack Indien durchstreifte, das so unendliche, so ferne, so fremde Land, einfach so mal, und beide hatten keine Angst vor Infektionen, Diebstahl und anderen unerfreulichen Erfahrungen. „Ich bin mindestens um ein Drittel größer als die indische Bevölkerung“, lachte er am Telefon, „die lassen uns sehr wohl in Ruhe!“

Auch er so jung, so unternehmungslustig, seine Reise war vor einem Jahr gewesen, als er 21 war. Und ich mit meinen zweiundfünfzig Jahren verkroch mich hinter düsteren Prognosen: O weh, dieses Jahr kann ich nicht in Urlaub fahren. Mir ist ein Auftrag weggebrochen. Ich muss hart an Akquise arbeiten. Muss darben. Muss kellnern gehen.

Aber halt! Schluss! Was meine Kinder können, kann ich auch. Habe ich nicht schon damals mit zwanzig alle die bewundert, die sich nach dem Abitur oder während der Semesterferien mit Rucksack und Zelt in fremde Länder gewagt haben? Hatte ich nicht schon damals zwar den Wunsch, es auch zu tun, aber nicht den Mut? Unterlag ich etwa immer noch unserem alten Familienmantra: Du musst auf alle Fälle immer irgendetwas arbeiten. Du musst es zu was bringen. Nur mit Arbeit bringt man's zu was. Wer's zu was bringen will, kann sich nicht rumtreiben.

Ich genoss das spitzbübische Lächeln auf meinen Lippen, als ich leise vor mich hinsagte:

„Ich bin eine Rumtreiberin.“

Und gleich nochmal, etwas lauter.

Und schließlich laut, ungebremst, freudig:

„Ich bin eine Rumtreiberin!“

Fahren mit Gott in Frankreich

Noch vierzig Kilometer bis Mulhouse.

Was würde sich mein Auto freuen, dass es endlich ins Land seiner Ursprungsfamilie kommen durfte. Merkur kam mir in den Sinn, altherwürdiger Begleiter und Gott der Wanderer und Reisenden. Ja, nach ihm würde ich meinen Gefährten taufen, mein braves Auto, meinen Kombi, meinen Dacia Logan MCV: Mercure, natürlich auf Französisch. Oder nahm ich gleich beide mit, Merkur und Mercure? Merkur für die deutsche Frau, und Mercure für die deutsche Frau in Frankreich.

Flugs wurde aus Merkur und Mercure in Personalunion ein Merkür. „Hiermit taufe ich dich, Auto, kobaltblau und einziger Aufpasser für die kommenden vierzig Tage und vierzig Nächte, hiermit taufe ich dich auf den Namen Merkür.“ Ehrfurchtsvoll drückte ich auf der kaum befahrenen nächtlichen Autobahn mit der flachen Hand dreimal kräftig auf die Hupe. „Komm mit mir, mein guter Merkür“, sprach ich ihm gut zu.

Peter

Als wir uns im Jahr 2002 nähergekommen waren, hat Peter seinen Job in der Erwachsenenbildung in Oldenburg gekündigt und sich einen als Lehrer in einer Montessorischule bei mir in München gesucht. Obwohl er damals schon 54 war. Ich war und bin ihm dankbar, dass wir keine langwährende Fernbeziehung führen mussten. Fünf Wochen wird er nun allein sein, täglich in seine Schule gehen und am Abend allein vor seinem PC sitzen und den – alle Jahre wieder – fälligen Jahresbericht erstellen, Artikel und Fotos von Kollegen einfordern, über deren undurchschaubare Formatierungen schimpfen, sie an Druckformate anpassen. Danach Zeugnisse schreiben. Für mich heißt das jedes Jahr: Zwei Monate vor Ferienbeginn ist mit meinem Mann nichts anzufangen. Also habe ich kein schlechtes Gewissen. Schon im vorigen Jahr bin ich in den letzten Wochen des Schuljahres in derselben Situation spontan verreist. Damals allerdings nur an den Gardasee und nur für vier Tage. Er war recht bestürzt, als ich ihm eine SMS aus Österreich geschrieben habe: Bin unterwegs zum Gardasee, komme wieder am Montagabend. Diesmal ist ja alles anders. Peter ist eingeweiht und eingebunden. Und durch den zunächst als Schrecknis empfundenen verkürzten Auftrag habe ich überraschend zwei Monate Zeit. In den letzten Jahren hatte ich mein Wunschreiseland immer nur punktuell erlebt: Hin und wieder ein paar Tage Straßburg oder ein Wochenende in Paris; die wunderbare Reise mit Peter im Jahr zuvor in die Bretagne war großartig, aber dauerte nur vierzehn Tage; ebenso im Jahr davor der Urlaub im geschichtsträchtigen Burgund. Immer wunderbar, immer zu kurz. Schon in meinem früheren Leben, damals mit Karl-Hubert, hätte ich gern mehr von meinem Frankreich erlebt.

Karl-Huberts Frankreich

Eigentlich, ja eigentlich sollte ich Frankreich kennen wie meine Westentasche. O ja, ich kannte einiges davon. Nämlich als Käse und als Wein.

Da gab es den runden, sehr würzigen Livarot mit den orangeroten Banderolen um seine Rotschmiere in der Spanschachtel, der eine Appellation d'origine contrôlée aus der Normandie aufweisen kann, genau wie der aromatische quadratische Pont l'Evêque. Der minizylindrische Crottin de Chavignol, ein derber Ziegenkäse aus dem Loiretal, wo auch der berühmte Weißwein Sancerre mit dem wundervollen Wacholderaroma herkommt. Aus der Milch von Schafen aus der Auvergne wird der Roquefort hergestellt, der dann in den Höhlen von Roquefort von den darin lebenden Edelpilzkulturen infiziert wird und seinen famosen Geschmack erhält. Der Munster kommt aus dem Elsass, der Reblochon aus Savoyen, der Ami du Chambertin aus dem Burgund. Auch er ein traditionelles Käsewunder: Auf den richtigen Punkt gereift, bringt er, auf der Zunge mit dem prominenten roten Burgunder Chambertin als seinem Namensgeber zusammengebracht, die Geschmacksnerven der Kenner zum Schwärmen.

Viele dieser französischen Landschaften habe ich früher mit Karl-Hubert bereist. In der Gascogne prämierte Gänsestopfleber gegessen oder den unvergleichlichen Duft der schwarzen Trüffeln aus dem Périgord auf fleischigem Landhuhn genossen.

Und nun: Zwei Monate am Stück frei. Im Sommer! Für mich und für meine Bedürfnisse und für das Frankreich nach meinem Geschmack. Ich werde in seinen Süden fahren, wie es mir beliebt, und ich muss dort nicht nur essen und trinken. Vor meinem inneren Auge hat sich längst eine wilde Natur aufgebaut, durch die ich streifen werde. Deren Berge ich suchen werde. Deren bizarre Formationen ich bestaunen werde, die ich lieben werde – weil sie meiner inneren Natur ähneln, die ich nicht länger hinter einer planmäßigen Fassade verbergen will.

Es ist nun etwa zwei Jahrzehnte her, dass Karl-Hubert und ich mit unseren damals noch kleinen Kindern oft in Südfrankreich gewesen sind, woher er für unseren damaligen Weingroßhandel die damals in Mode kommenden französischen Landweine importiert hat. Auf den Autofahrten war ich damit beschäftigt, unsere zunehmende Zahl an Kindern mit Liedchen, Teekesselchen-Spielen und Pumuckl-Kassetten bei Laune zu halten. Sie mit solchen Keksen, die in dem schönen neuen 300er Mercedes SE nicht bröselten, zu versorgen, ebenso wie mit Trinken, aber mit nur so viel, dass sie nicht ständig Pipi machen mussten. Karl-Hubert steuerte das Auto, kümmerte sich um die Route, die dann direkt dorthin führte, wo er seine Geschäftstermine wahrnehmen konnte. Da Karl-Hubert für den Weinhandel ganze Sattelschlepper voller Weinpaletten einkaufte, wurden wir von den Winzern bei den Weinproben fürstlich mit den Köstlichkeiten der Region verwöhnt. Er klagte über die hohe Verantwortung, die er damit hatte, den richtigen Wein auszusuchen. Der sich dann auch gut verkaufen würde. Und darüber, dass ich mich nicht voll auf das Hin- und Her-Übersetzen konzentrierte, weil ich mich um die Zufriedenheit unserer zwei, bald darauf drei und dann vier Kinder kümmern wollte.

Mein damaliges Frankreich entsprach nicht meinem Frankreichtraum. Der hatte nie aus so viel Essen und Trinken bestanden. Bei aller Gaumenfreude, die ich durchaus schätzen konnte, war mir das stundenlange Sitzen beim Mahl, zumal mit unruhigen Kindern, immer ein Gräuel gewesen.

Erst das sorgfältige Aussuchen des Apéritifs, begleitet von einem kleinen Hors d'Oeuvre. Dann die warme Vorspeise, häufig aus Fisch bestehend, mit einem passenden Weißen. Anschließend der Hauptgang, immer ein besonderes Fleisch vom lokalen Rind, vom lokalen Huhn, von Lamm, Ziege oder Kaninchen, über das man viele Worte verlieren konnte. Dabei immer mit speziellen Zubereitungsformen gekürt, die selbstverständlich nur mit einem exakt das Geschmackserlebnis vollendenden Roten erobert werden konnten. Gefolgt von einer in der Regel üppigen Käseplatte, bestehend mindestens aus mehreren Briesorten und Camemberts, diversen Käsen mit Rotschmiere, aus Hartkäsen, mindestens einem Bleu und einigen handtellergroßen frischen und trocken-verschimmelten alten Chèvres. Natürlich konnte auch der wohltemperierte Käse sein optimales Aroma erst entfalten, wenn er gemeinsam mit einem passenden samtigen Roten aus der Region genossen wurde.

Kein richtiges Mahl wurde ohne ein Dessert abgeschlossen. Und davon gab es – da war denn auch ich sehr interessiert – die herrlichsten Varianten. Crème brûlée oder Crème Caramel, Flan, Tarte mit Früchten, Profiteroles, eine Himbeer-Charlotte oder eine cremig geschlagene Mousse au chocolat, um nur einige aus der immer üppigen Auswahl zu nennen. Gerne wurde dazu ein weißer Süßwein gereicht. Um dann das Dîner zu vervollständigen mit einem, abhängig von der Region, in der wir uns befanden: Cognac Vieille Réserve oder einem edlen Marc de Bourgogne oder einem klaren Eau de vie. Dieser vorzugsweise aus seltener Frucht gebrannt, wie zum Beispiel der Baie de Houx, Stechpalmbeere.

Ja, wir wurden in unserem Umfeld viel bewundert und beneidet, wenn wir von unseren Frankreicherfahrungen erzählten – und diese Anerkennung war ganz sicher Ursache so mancher Motivationsmomente für mich.

Doch hier stehe ich und kann nicht anders: Essen fasziniert mich nicht mehr.

Komm gleich und bleib lang

Soll ich oder soll ich nicht? Du kannst doch nicht ... Warum eigentlich nicht? Ich spüre Unbehagen. Ich hatte zu Hause noch alle Telefonnummern meiner französischen Freundinnen herausgefunden und eingepackt.

Erst jetzt, auf dem Weg in das tiefste Frankreich, denke ich vorsichtig darüber nach, Danielle anzurufen, die schon – ich habe nachgerechnet – vor zwölf Jahren zurück in ihre Heimat gegangen ist. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen. Ich tu's. Ich rufe an.

„Allo, Danielle, hier ist Rosi aus Ismaning, erinnerst du dich? Ich bin in Mulhouse und wäre heute Abend bei dir, wenn es dir recht ist.“

Ein herzliches Lachen am anderen Ende der Leitung.

„Rosi, c'est toujours toi, toujours spontane“, kichert sie. „Aber natürlich“, sagt sie mit ihrem französischen Akzent, „du kannst kommen, isch bin zu Ause. Isch muss arbeiten

eute, so isch kann nischt etwas vorbereiten, aber isch freue misch sehr, du kannst in meinem Eim schlafen so lange du es willst. Sarah wird den Tür öffnen, bis isch eim komme.“

Ich bin im siebten Himmel.

Danielle wiedersehen, die damals mit ziemlichen Problemen so plötzlich aus Ismaning aufgebrochen war, ihre drei Kinder eingepackt und ihren Mann zurückgelassen hatte und zurück nach Frankreich gegangen war. Damals konnte sie nicht darüber sprechen, sie hat sich nur sehr knapp von mir verabschiedet, mehr der Form halber als herzlich. Abgemagert war sie innerhalb weniger Monate – und ich konnte nur mutmaßen, was mit ihr und ihrer Ehe geschehen war.

Und jetzt ein offener, herzlicher Ton am Telefon. Ich freue mich wirklich sehr. Das Abenteuer beginnt nun so richtig, mit dem Spaß, den ich damit verbunden hatte.

Ich beschließe, die Routes nationales zu nehmen, um die Autobahnmaut zu sparen, und gönne mir an der Tankstelle eine Frankreichkarte.

Da ich in letzter Zeit von München aus häufiger „schnell mal“ nach Italien gefahren bin, ist mir die grüne Beschilderung für Autobahnen geläufig, und munter folge ich also den blauen Straßenschildern für die Routes nationales. Mit der Bezifferung der Straßen habe ich Schwierigkeiten, aber je länger ich fahre, desto mehr Routine werde ich ja wohl damit bekommen. Verfolge das blaue Schild „Belfort“ und lande wieder und wieder beinahe auf der Autobahn.

„O diese verdummten Franzosen!“ höre ich mich lautstark schimpfen, „so schwer kann doch eine Ausschilderung für Ortsfremde gar nicht sein!“

Lange steigere ich mich in meinen Ärger hinein – bis ich endlich meine Verwechslung bemerke: Die Autobahnbeschilderung ist in Frankreich genauso blau wie in Deutschland. Und Routes nationales sind grün ausgeschildert. Mein System war noch auf Italien programmiert, wo Autobahnen grün beschildert sind.

Ein bisschen beschämt bin ich nun doch, weil ich sie alle pauschal beschuldigt habe, die Franzosen, meine geliebten und geschätzten Franzosen, als ich endlich die RN 83, aber auch meine gute Laune wiedergefunden habe. Trotzdem gibt es dann immer wieder Orte und Örtchen, die ich auf meiner Karte nicht finde. Wie fahren? Was ist der Unterschied zwischen einer RN und einer D-Straße? Welcher Logik folgen die Bezifferungen? Warum stehen auf dieser verdammten Karte die Orte nicht drauf, in denen ich hier ohne mein Verschulden lande? Für welche Richtung soll ich mich entscheiden an dieser Straßenkreuzung und an jenem Dorfplatz ohne Schilder? Ich wende auf der Straße die in meinem bisherigen Leben bewährte Taktik der Wegfindung an: Ich frage Leute auf der Straße. Die mich verwundert anschauen, als ob sie noch nie eine Fremde gesehen hätten, aber immer mit munterem Engagement Auskunft geben, in so schnellem und so selbstverständlichem Französisch, dass ich allerhöchstens die begleitenden Armbewegungen bis um die nächste Kurve für mein Fortkommen verwenden kann. Trotzdem bedanke ich mich mit strahlender Höflichkeit.

Früher, bei Karl-Hubert, habe ich mich im Auto um die Kinder gekümmert und nicht um die Fahrstrecke. Bei meinen Eltern habe ich es auch nicht gelernt, sie hatten nie ein Auto. Und wenn ich bisher allein unterwegs war? Oh, wie oft habe ich mich verfahren!

So viele Dörfer. So viele bizarre Dorfnamen. Und so heiß die Sonne. Warum nur habe ich, als ich im Januar dieses Jahres das Auto gekauft habe, an der Klimaanlage gespart! Schon längst habe ich mir ein Handtuch auf den Sitz gelegt, das meinen Schweiß aufsaugen soll. Schon längst habe ich richtig Hunger. Schon längst wird Sarah, der ich bereits für den Nachmittag angekündigt worden bin, auf mich warten. Und ich tölpele noch durch die burgundische Provinz. Die properen weißen Hühner mit ihrem roten Kamm und den schwarzen Beinen, sie können mich heute nicht beeindrucken. Auch nicht die vielen zum Trocknen aufgehängten Maiskolben an den Speichern der Häuser, mit denen sie die berühmten Poulets de Bresse füttern, die ich damals, sauber gerupft und in Folie mit Herkunftslabel verpackt, im Gourmetrion verkauft habe, ohne sie so lebendig wie hier kennengelernt zu haben.

Ich will nur noch raus aus diesem Schlamassel.

Erst Tage später auf meiner Reise werde ich die klärende Erkenntnis erlangen, warum ich mich hier ständig verfare. Als ich nämlich im Supermarkt an der Kasse lokale Karten entdeckte mit dem wunderbaren Maßstab 1:100.000, der dann auch Dörfer anzeigt.

Endlich beschließe ich, in Bourg en Bresse auf die Autobahn zu fahren. Und hier fühle ich mich wieder gewohnt sicher. Autobahn! Die breite Autobahn mit ihren klaren Richtungsanweisungen. Es ist bereits fünf Uhr abends. Es gelingt mir, den richtigen Autobahnbogen um den Moloch Lyon herum zu nehmen, und ich fahre in Vienne raus. Danielle hatte mir am Telefon auf Französisch beschrieben, wie ich von der Autobahnabfahrt zu ihr finde.

Metamorphose

Das, was mir hier passiert, wird mir noch öfter auf meiner Reise zustoßen: Dass meine deutsch orientierte Fantasie für französische Aussprache oft nicht ausreicht. Tu trouveras un Maquedonalle à la droite, und da fährst du dann links.

Maquedonalle? Sie beteuert immer wieder, das sei eine Marke, ich würde sie kennen, das gäb's in Deutschland auch, das gäb's auf der ganzen Welt, Maquedonalle eben. Ich verstehe immer noch nicht. Ich lasse es sein, notiere Maquedonalle und vermute dahinter irgendeine übergroße Werbefigur in Macadamia-Nuss-Form. An Ort und Stelle angekommen, macht es Klick: Sie meinte wohl den Mc Donald's. Natürlich! Die Franzosen und ihr Verhältnis zu den ehemals feindlichen Engländern! Nur ja nicht Englisch sprechen. Ich bin in Frankreich! Frankreich lag jahrhundertlang mit England im Clinch um die Vorherrschaft am Atlantik. Erst die jüngeren Franzosen lernen Englisch in der Schule. Schon bei meinem Blick ins französische Internet war mir aufgefallen, dass die Begriffe, die wir in Deutschland ganz einfach aus dem Amerikanischen übernehmen, in Frankreich säuberlich übersetzt werden. Ein Download ist kein Download sondern ein „téléchargement“. Ein PC ist nicht ein Personal

Computer sondern ein „ordinateur personnel“, ein Backup ist ein „sauvegarde“. So dass ich mir extra ein aktuelles Wörterbuch gekauft habe, in dem die Internetsprache als eigener Anhang aufgeführt ist. Ein @ ist ein „arrobas“. Das muss man wissen, sobald man eine E-Mail-Adresse angeben oder notieren will. Und schon letztes Jahr bei einem Paris-Kurztrip hatte es mir kindliches Vergnügen bereitet, das „Ouaou!“ auf einem Werbeplakat dann als „Wow!“ für mich zu übersetzen.

Danielles Adresse in der Rue Henri Jacquier liegt nicht weit vom Zentrum entfernt, entsprechend knapp sind Parkplätze.

Aber ich habe Glück. Als ich in die enge Straße einbiege, fährt gerade ein größeres Auto aus einer Lücke heraus. Ich habe gespannte Zuschauer. Zwei Männer in Handwerkeranzügen gestikulieren plötzlich nicht mehr herum, haben ihr Gespräch eingestellt, ziehen konzentriert an ihrer Zigarette. Was sie freilich nicht wissen können: Diese Frau ist eine Großstadt-geübte Einparkerin, und sie kann ihr Auto trotz der Enge der Straße und trotz der Steigung und auch trotz der linken Seite in der Einbahnstraße auf Antrieb perfekt situieren. Sie können nicht wissen, dass Merkur der Frau immer zur Seite steht.

Ich steige aus und registriere verstohlen sich entspannende Blicke. Als ob dies doch selbstverständlich sei, gehe ich freundlich lächelnd geradewegs zur Klingelplatte und finde auch schnell Danielles Namen.

Zwei Namen lese ich da auf dem Klingelschild: Dupont und Lecomte. Lecomte war der Name, unter dem ich sie in Ismaning kennengelernt hatte, und dass sie inzwischen Dupont heißt, habe ich in einem Brief bemerkt, in dem sie mir vor Jahren ihre Adresse und Telefonnummer mitgeteilt hat. Mehr dazu weiß ich nicht, vielleicht hat sie inzwischen wieder geheiratet und den Namen ihres neuen Mannes angenommen? Ich bin sehr gespannt, was mich erwartet.

Danielle

Wegen meiner tagesfüllenden Straßensuchen bin ich erst um sieben Uhr angekommen, und Danielle ist schon zu Hause. Sie sieht gut aus, sie ist Danielle, wie sie sich vor zwölf Jahren in meine Erinnerung eingepägt hat, nur wenig älter. Haare dunkle Kastanie, kurz, glatt und flott wie damals, die Figur gleichgeblieben, immer noch einen halben Kopf größer als ich mit meinen 1,63 cm, der Gesichtsausdruck, der immer ein klein wenig streng gewesen war, jetzt freudig. Ein inniges Küsschen rechts und links und noch ein drittes rechts ist unsere Begrüßung. „O Rosi, du siehst gut aus, immer noch du siehst aus wie eine rassige Frau aus Spanien, und immer noch so schlank!“ „Danke“, sage ich lachend, „ebenfalls!“ Ich freue mich wirklich, sie zu sehen und nun bei ihr zu sein. Sarah lugt vorsichtig aus ihrem Zimmer heraus, möchte nicht entdeckt werden, kann aber ihre Neugierde mir, der Fremden, gegenüber nicht verbergen. Wer ist das, kenne ich diese Frau noch aus Ismaning? Bei ihrem Umzug nach Frankreich muss sie drei Jahre alt gewesen sein.

Total verschwitzt von der langen Fahrt bei hochsommerlichen Temperaturen ohne Klimaanlage im Auto bitte ich Danielle, zuerst duschen zu dürfen – Welch eine Wohltat.

Danielle hat Koteletts im Kühlschrank, und die grillt sie auf ihrer Terrasse, mit Elektrogrill. Es ist, wie ich bemerke, kein Grillmeister im Haus, der Spaß daran hätte, Kohlen zum Glühen zu bringen. Ich bewundere ihre malerische Terrasse, sie ist geräumig wie ein Wohnzimmer, geschmackvolle Blumenkübel vor einer halbhohen Mauer fassen sie ein, sodass neugierige Blicke von den Balkonen der Nachbarhäuser keine Chance haben. Ja, die Terrasse sei sehr hübsch, sagt sie. Dies sei eine Eigentumswohnung, und sie habe sich über die Jahre so eingerichtet, dass sie sich wohl fühle. „Luc war so nett, mir diese Wohnung als Rentenausgleich zu überlassen“, sagt sie. Das klingt abgeklärt und distanziert in meinen Ohren. Luc war so nett! Schließlich hatte er ja auch eine gesetzliche Verpflichtung, drei kleine Kinder hatten die beiden damals. Inzwischen freilich waren die beiden Großen schon aus dem Haus. Aber so kann man es also auch sehen: Dankbar, letztendlich. Oder ist es die grundsätzlich höfliche Ausdrucksweise der Franzosen, die mir immer wieder so wohltuend auffällt? Luc war so nett ...

Danielle war meine Kundin im Gourmetrion gewesen. Keine sehr gute, „Dein Laden ist sehr teuer!“, hatte sie mir mal gestanden, aber als Französin war sie interessiert an französischen Käsen, die sie in der nächsten Umgebung nur bei uns bekommen konnte. Auf jeden Fall kaufte sie fast jedes Mal einen „Saint Marcellin“, aber nur, wenn er den von ihr bevorzugten Reifegrad mit der schrumpeligen Haut aufwies. Auch liebte sie die kleine Saucisson de l’Ardèche.

„Sie sprechen gut französisch“, sprach sie mich an, als sie mich im Laden einmal mit einem französischen Weinhändler telefonieren hörte. Von da an begrüßten wir uns freundschaftlich, und bald darauf fragte ich sie, ob ich nicht jede Woche eine Konversationsstunde bei ihr nehmen könne, um mein Französisch zu trainieren. Schon am nächsten Tag trafen wir uns in ihrer Wohnung, die im selben Gebäudekomplex lag wie unser Gourmetrion. Unsere Gespräche auf Französisch wurden immer vertraulicher. Oft kam Danielle auch zu mir nach Hause. Ihr Mann arbeitete als Astrophysiker bei der ESO, der europäischen Südsternwarte, die neben vielen anderen internationalen Forschungsinstituten einen Standort in unserer Nachbargemeinde hatte. Andere Französinen, die ebenfalls selbst oder deren Mann bei der ESO arbeiteten, stießen dazu, unsere grenzüberschreitenden Gespräche waren immer sehr interessant. Die unterschiedlichen Denkweisen in den jeweiligen Kulturen erkennen und sie sich gegenseitig erklären. Ich genoss es sehr, dass nicht Essen und Trinken das Thema der Gespräche mit „meinen Französinen“ war.

Danielle hatte ihren Mann ins Ausland begleitet, sorgte für die drei Kinder und er sorgte für Geld. Ihre Zeit gehörte ihr. Das machte mich stutzig, das war neu für mich. Für mich war es selbstverständlich gewesen, dass ich meinem Mann zu helfen hatte.

Ihre Wohnung in Ismaning war ohne Schnickschnack eingerichtet – großzügig, aber praktisch, jederzeit wieder auflösbar und in ein anderes Land übertragbar. Ich sprach meine

Bewunderung dafür aus. Prunkvolle Herzeigemöbel schienen ihr nicht wichtig. Viele Bücher standen darin, eine interessante Muschelkollektion aus ihren jährlichen Taucherferien in Saint-Raphaël, die sie stets ohne ihren Mann verbrachte.

Mein Mann Karl-Hubert aber war eifersüchtig auf diese Freundschaften.

Eines Tages begann Karl-Hubert zu kochen, als wir Frauen beisammensaßen und uns auf Französisch austauschten, das er nicht verstand. Er zauberte aus unserem immer gut bestückten Kühlschrank einen Gang nach dem anderen, offerierte einen frischen Weißwein zu Seeteufel-Läppchen und kräftigen Rotwein zu Lammragout mit gegrillten Gemüsen, und als wir Damen beim Ziegenfrischkäse, den er mit einem Hauch von kräftigem Waldhonig überzogen hatte, angelangt waren und er das bewundernde Lachen der Frauen erntete, fragte er: „Wann kommt ihr wieder?“

Das Gourmetrion

Dominik war zwölf Jahre alt, Markus zehn, Lisa acht und Raffael fünf. Das Gourmetrion war die Woche über gut versorgt mit Karin, der Verkäuferin, die morgens um halb neun die Frischetheke bestückte, die Traiteur-Salate einfüllte, das frische Brot einräumte und das Wechselgeld in die Kasse einzählte.

Sie zog den knarrenden alten, aber dekorativen Leiterwagen vor den Laden hinaus, bestückte ihn mit jahreszeitlich aktuellen Angeboten, die die Passanten aus der kleinen Fußgängerzone anlocken sollten, stellte die beworbenen Weinflaschen auf das dicke Weinfass aus dunklem Holz, das Tag und Nacht als Blickfang vor dem Laden diente. Kaum stand die Auslage draußen unter der weit herausgefahrenen kastanienbraunen Markise mit der Aufschrift „Gourmetrion“, wollte oft schon der erste Kunde kaufen. Und ein nächster und eine nächste, die mit voller Einkaufstasche hinausging. Solche Erfolgserlebnisse ließen den Spaß an der Arbeit und die Motivation nach oben schnellen. An manchen Tagen aber hatte Karin pünktlich um neun Uhr wie üblich das frische Brot fertig in die Stelage gestellt, die Theke säuberlich und appetitlich eingerichtet, die Auslage vor der Ladentür längst fertig aufgebaut – und zwei Stunden ließ sich kein Kunde blicken, und die gute Morgenlaune sank in den Keller. Würde an diesem Tag überhaupt noch jemand kommen? Lohnte es sich, einen weiteren Salat herzustellen? Die inzwischen nachgedunkelten Anschnitte der Schinken, der Salamis, in den Pastetentöpfen, aufzufrischen?

Kundenverhalten ist nicht direkt planbar. Dennoch musste man täglich gegen halb zwölf, wenn die Angestellten aus den umliegenden Bürogebäuden an ihre Mittagspause dachten, mit großem Andrang rechnen, so dass ich mich von Buchhaltung und anderer Büroarbeit daheim löste und losradelte oder bei Regen das Auto nahm, um Karin zu dieser Zeit beim Verkauf zu unterstützen. Eine weitere Phase erhöhter Kundenfrequenz brauchte wieder meine Unterstützung, in der Regel von 16:00 Uhr bis 19:00 Uhr. Dann war gemäß dem damaligen Ladenschlussgesetz Feierabend. Die Kinder waren in der Schule, im Kindergarten, in der Nachmittagsbetreuung. Wenn ich abends heimkam, hatten sie

hoffentlich ihre Hausaufgaben gemacht. Ich kochte noch schnell die immer hoch geschätzten Spaghetti mit Tomatensoße, ein andermal hatte Dominik als Ältester schon die Order gehabt, etwas vorzubereiten. Er trat dabei zwar voll und ganz in die Fußstapfen seines Vaters, kochte sehr gern und gut – aber nicht gern für seine jüngeren Geschwister. Mit Karl-Hubert als dem begeisterten Gourmet wurde ich mit den Jahren zur Kennerin der französischen Küchenraffinessen. Was mich eine Zeitlang durchaus faszinierte und uns auch beträchtliche Achtung von Freunden und Kunden einbrachte.

„So toll wie ihr kann ich unser Abendessen nicht vorbereiten“, hörten wir oft, wenn wir eingeladen waren. Oder:

„Ich bekomme heute Abend wichtige Gäste. Bitte beraten Sie mich. Welche Käse gehören denn auf eine gemischte Käseplatte? Oh, das klingt interessant, wie Sie das beschreiben. Hoffentlich kann ich mir das merken. Und welchen Wein soll ich dazu anbieten? Ich möchte mich nicht blamieren!“

O ja, ich erhielt viel Achtung und Anerkennung für meine Erfahrung, für meine Beratung, mein Wissen, für meine Person, also dafür, dass wir mit unserem Angebot den Kunden wiederum zu Achtung und Anerkennung in ihrem Freundes- und Geschäftskreis verhalfen. Es machte mich glücklich, gebraucht zu werden und so schnell und ohne Umschweife in den direkten Kontakt mit den Menschen zu kommen.

Für dieses erbauliche und auch häufige Gefühl der Bestätigung hatte ich kräftig gerackert, unseren Laden geführt, die Frische der Lebensmittel überwacht, die naturgemäß stets in Gefahr war, hatte ich das Personal eingeteilt. Zusätzlich war ich die Hilfskraft, die auch mal ganze Tage, Wochen, Monate im Laden einsprang, wenn Verkaufspersonal ausfiel, ob wegen Urlaubs oder plötzlicher Krankheit. Das war leider häufig der Fall. Wie oft kam morgens um acht ein Anruf: „Ich bin heute krank, mir geht's nicht gut. Es müsste jemand für mich den Laden aufsperrn, die Frischware in Empfang nehmen und die Theken einräumen.“ Oder eine Verkäuferin hatte sich mit den frisch geschliffenen Messern oder trotz Sicherheitseinweisung mit der scharfen Wurstschnidemaschine geschnitten – mit einem heftig blutenden Finger konnte sie keine Sekunde länger mehr für die Kunden da sein und musste sofort betreut und danach für Tage ersetzt werden, auch das leider nicht selten. Ob ich gerade am Morgen die Kinder für Kindergarten oder Schule vorbereitete oder am Nachmittag bei den Hausaufgaben half, ich war immer sprungbereit, der Laden ging immer vor, er musste schließlich während der Öffnungszeiten besetzt sein.

Eine der größten Schwierigkeiten bestand darin, überhaupt geeignete Verkaufskräfte zu finden, die bereit waren, die große Bandbreite des Angebots zu erlernen und zu pflegen, die Kundenwünsche in ihrer Vielfalt zu befriedigen und dabei auch noch gerne und viel putzten. Immer wieder erfüllte mich mit einer neuen Ladenhilfe die Hoffnung: Jetzt wird es für mich leichter und ich gewinne mehr Zeit für die Familie. Doch sobald die Frauen erkannten, wieviel Arbeit zu tun war – nun, sie fanden leichtere Jobs, vielleicht im Supermarkt. Da musste man nicht wissen, wie man schrumpelige französische Rohmilchkäse so behandelte, dass sie schrumpelig blieben und nicht matschig wurden. Und sie auch noch richtig

aussprechen können. Da nahmen die Kunden einfach hin, dass Parmaschinken nicht hauchdünn geschnitten wurde oder ohne Trennblatt auf einen Haufen gelegt wurde, den sie nie mehr nach Scheiben getrennt auseinanderkriegen würden. Da brauchte man als Verkaufskraft hinter der Theke nicht über Weine Bescheid zu wissen, weder über französische noch über italienische, auch nicht über deutsche. Da durfte man einfach Verkäuferin sein, nicht mehr und nicht weniger.

Unternehmen Leben

Danielles Tochter Sarah betritt nun in voller Größe die Terrasse, sie ist ein lang aufgeschossener Teenager, knochendünn, in enge Jeans gepresst. Ihr Gesicht erinnert mich sofort an ihren Vater Luc. Sie sei in der Stadt shoppen gewesen, begeistert spricht sie von einer Jeans, die sie gesehen hat. „C'est chouette!“ sagt sie. Als Danielle mein fragendes Gesicht sieht, sagt sie nur: „So sprechen die junge Leute.“ Ich verstehe. So sprechen die jungen Leute. Ich habe noch viel zu lernen.

Dann ruft Danielle ihren Freund Josèphe an und erzählt ihm von meinem Besuch. Wie lange ich noch da sei, ob er uns drei für morgen Abend zum Essen in einem originellen Restaurant an einem Berg drüben im Vivarais abholen dürfe.

Ein Restaurantbesuch! Ich konzentriere mich sehr stark darauf, meinen erschreckten Blick nicht zu zeigen. Ein Restaurantbesuch? Ich spüre, wie sich mir die Kehle zugeschnürt hat. Das passt nicht in mein Budget. Doch das zu sagen ist mir peinlich. Wie soll ich Danielle verständlich beibringen, dass ich mein Leben von damals nicht mehr führe, dass ich doch gerade den lockeren Umgang mit den teuren Waren von damals als Fußfessel in meinem Leben empfunden habe und jetzt als Symbol sehe für etwas, das ich auf keinen Fall mehr will? Noch immer steckt dieses alte Leben so vehement in mir. An einem Restaurantbesuch sparen! Das ist doch asozial!

So oft hatte ich mit Karl-Hubert Pflichtessen absolvieren müssen, sowohl aufwändig selbst gekochte als auch äußerst oft in angesagten Edelrestaurants an Abenden, an denen ich lieber endlich mal in Ruhe bei meinen Kindern geblieben wäre. Ich habe heute keine Freude mehr daran, in einem Restaurant essen zu gehen. Also möchte ich für „keine Freude“ auch kein Geld ausgeben.

Als ich Danielles erwartungsvollen Blick auf mich gerichtet sehe, weiß ich, ich muss zusagen.

Charlotte

Dass sie mit Josèphe seit neun Jahren zusammen sei, erzählt sie mir bald darauf. Sie sei sehr traurig von Ismaning weggegangen. Ihr Leben sei damals zusammengebrochen. Ich wisse doch.

„Nein“, sage ich. „Ich kann es nur vermuten, weil du damals so mager geworden bist und Hals über Kopf plötzlich weggezogen bist.“

„Dass er mich mit meiner Freundin betrogen hat! Mit der Taufpatin meiner Kinder, du kennst sie, Charlotte.“

Mit Charlotte!

Attraktiv war sie, die junge Frau damals, ungebunden, arbeitete bei der ESO, wie Luc. Meine Kinder mochten sie sehr gerne, weil sie mit ihnen oft am Nachmittag an den Feringasee hinter Ismaning fuhr, wenn ich im Gourmetrion arbeiten musste.

Verstehend nicke ich.

Unsere Unterhaltung läuft wie damals: Wir bemühen uns beide, in der jeweils anderen Sprache zu sprechen, und sobald der Inhalt kniffliger wird, verwenden wir dann doch die eigene mit dem größeren und subtileren Wortschatz. Wissend, dass die andere versteht.

„Du selbst bist aus Vienne, vermute ich?“

„Nein, ich bin in Lille im Norden Frankreichs geboren. Dort lebt auch mein Vater noch. Hier in Vienne wohnen meine Schwiegereltern. Natürlich bin ich hierher gegangen. Sie haben mir sehr viel mit den Kindern geholfen.“

Natürlich? frage ich mich insgeheim.

Ich wäre damals bei meiner eigenen Scheidung natürlich! nicht zu meinen Schwiegereltern gezogen. Was ist schon natürlich? Aber ich wollte das nicht jetzt und hier ausdiskutieren. Warum sie denn jetzt eigentlich Dupont heiße, frage ich sie, und unten stehe an der Klingel zusätzlich noch Lecomte.

„Meine Kinder heißen noch Lecomte, so wie Luc. Ich selbst musste den Namen Lecomte wieder abgeben“, erklärt sie. „Luc hat es so verlangt.“

Pardon? Ich sehe sie fragend an.

„Ja, bei der Scheidung hat Luc den Anspruch erhoben, dass ich seinen Namen wieder zurückgebe.“

„Kann er das?“, frage ich. „Ist das in Frankreich so?“

„Ja, das kann er. Sein Familienname gehört ihm, er hat ein Recht darauf, ihn zurückzufordern.“

„Und du?“, fragt Danielle. „Erzähl mir deine Geschichte. Ist Karl-Hubert immer noch so dick? Er hatte einen schönen Gesicht und sah gut aus, mit seine blonde Locken und strahlend blaue Augen. Aber das Geschäft war voll mit ihm, man hatte kein Platz neben ihm, wenn er war auch da“, sagt sie lachend. „Warum hat er immer am Als ein Krawatte? Jeden Tag er hat ein anderes Krawatte. Viele Krawatte!“

Vergnügt über diese Beobachtung lächelnd beginne nun auch ich mit der Story meiner Vergangenheit.

Karl-Hubert

„Auch ich bin seit zehn Jahren geschieden“, sage ich, „wir haben uns im selben Jahr getrennt, in dem du weggegangen bist.“

„Oh, ihr abt viel gestreitet, isch weiß noch“, ergänzt Danielle und hört weiter zu.

Ja, wir haben viel gestritten. Und doch: Mich Karl-Hubert gegenüber durchzusetzen war mir nie gut gelungen. Vernunft half mir nicht. Ich war ja geprägt: Du musst immer viel arbeiten, erst dann bist du was wert. Erst im Streit entfuhr mir die Worte: „Ich will nicht mehr in diesem Geschäft arbeiten“.

Dass ich das nicht mehr wollte, habe ich schon längst gespürt, ich fühlte mich schon zwei Jahre lang matt und energielos, wurde schnell müde. Obwohl ich doch erst 38 war!

Es fehlte nicht viel, und ich wäre psychosomatisch krank geworden unter meiner Last. Ich wollte aber keinesfalls so wie meine Mutter werden und so oft wie sie kränklich auf der Couch liegen müssen. Leider dauerte es nicht lange, da hatte ich das, was man heute einen Burnout nennt.

Karl-Hubert aber bemerkte die Anzeichen nicht und reagierte, wie ich befürchtet hatte, laut und aggressiv.

Womit ich denn sonst Geld verdienen wolle, schrie er mich an.

Ich sei müde, sagte ich, und wenn ich kein Stopp setzte, ginge der Laden noch zwanzig Jahre so weiter, ich könne diesen Laden aber nicht noch weitere Jahre machen, ich wolle nun endlich mehr bei den Kindern bleiben, wolle ihnen noch etwas von mir mitgeben.

Das erwartete Unverständnis sprudelte mir entgegen. Jetzt, wo die Kinder aus dem Größten raus seien, jetzt wolle ich nicht mehr arbeiten! Und er, was denn er da sagen sollte! Er solle wohl immer weiter so arbeiten! Das würde mir wohl so gefallen, rücksichtslos sei das!

Dass es sein Beruf sei, meinte ich klarstellen zu müssen, dass ich ihn die letzten Jahre darin unterstützt hätte, seinen Lebenstraum zu erfüllen, nämlich einen Delikatessenladen aufzubauen und zu finanzieren, dass ich viel Kraft hineingesteckt hätte, dass dies auf Kosten meiner Wünsche und Lebensfreude gegangen sei.

„Und meine Lebensfreude! Von mir spricht wieder niemand. Dass ich mich für die Familie abrackere, das merkst du gar nicht. Und nun soll wohl ich alles allein machen, und meine Frau geht flanieren!“

Dass er schlicht und einfach nur Angst hatte, mit meiner Veränderung die Familie nicht mehr ernähren zu können, das sollte ich erst später mit dem Abstand von vielen Jahren erkennen. In der damaligen Situation aber war ich blind vor Selbstmitleid. Aus meiner Sicht nämlich war ich es, die sich für die Familie aufgeopfert hat, die nach dem Studium gar nicht erst in ihren Beruf eingestiegen war, weil schon mit Dominik schwanger und weil Karl-Hubert schon einen Lebensmittelladen hatte – in dem er mich immer schon gut brauchen konnte und ich mich wohl gerne brauchen ließ.

Aus meiner Warte war ich es, die eigene Wünsche zurückstellte, die täglich in den Laden ging – ich wollte für die Kinder Mama sein! Wollte sie unterstützen, ihnen mich und meine Liebe geben und sie nicht immer nur wegorganisieren, um der Arbeit nachzukommen.

Eines Tages stand vor unserer Garage ein dunkelgrüner 500er SE.

Als ich Karl-Huberts blitzende Augen sah, wusste ich, dass mein Entsetzen unangebracht war und er mich dafür verachten würde. Dafür, dass ich keine Freude empfand bei noch größeren Ausgaben als ohnehin schon.

„Ich hab ihn günstig bekommen, es war ein Jahreswagen und ein Schnäppchen, da musste ich zugreifen!“, sagte er. Und dann nur noch: „Die Kinder werden größer, sie haben längere Beine und brauchen mehr Platz.“

Der neue Mercedes passte nicht in unsere Reihenhausgarage und stand von nun an davor. Die Nachbarn sprachen mir gegenüber ihren Ärger aus, wenn sie die enge Zufahrt blockiert fanden. Nie hörte ich, dass jemand Karl-Hubert deswegen ansprach.

Immer öfter wurde mir klar, dass ich ihn nicht ändern konnte. Ich wollte lieber sparen und weniger arbeiten, um mehr Zeit für mich und die Kinder zu haben. Als er also das Geld so großzügig ausgab und sich nicht bremsen ließ, fing auch ich an, aus Trotz mehr Geld auszugeben, teure Kinderkleidung zu kaufen und persönliche Dinge, die wiederum er absolut unnötig fand.

Das jahrelange Gezerre um Geld spitzte sich immer mehr zu. Auch in anderen Lebensbereichen, wo wir unterschiedlicher Auffassungen waren und uns nicht einigen konnten. Ein Ausweg war immer weniger in Sicht. Mein Ehegelöbnis „... bis dass der Tod euch scheidet“ machte mir keine Freude mehr. Trotz unserer vier gemeinsamen Kinder dachte ich immer öfter daran, dass ich wegmüsse von ihm, und gleichzeitig bedrückte mich ungemein der Gedanke: „Wie kann ich das den Kindern antun!“ Ich wusste, dass das nicht leicht werden würde. Dass es aber so schwer ging! Die Hoffnung auf Besserung der Lebensverhältnisse gab mir Kraft zu unvorstellbarem Aufbäumen.

Karl-Hubert führte nun schon seit mehreren Jahren einen Weingroßhandel zusammen mit dem einige Jahre jüngeren Patrice aus Bordeaux, sie waren Kompagnons geworden. Doch hatte sich Karl-Hubert übernommen, als er Patrice überredete, einen weiteren Großhandel aus Italien zuzukaufen. Sie hatten sich gehörig verspekuliert.

Wir hatten für das Gourmetrion einen guten Käufer gefunden, der sich sehr schnell damit identifizierte und mit nahezu allem einverstanden war, was Karl-Hubert von ihm forderte. Ja, es war eine gute Partie, der Laden lief gut.

Doch ich war so naiv! Karl-Hubert konnte das gewonnene Geld ganz einfach für die Kompensation der Großhandelsgeschäfte gebrauchen, und damit war auch mein mit aktivem Einsatz im Laden erwirtschafteter Gewinn futsch. Für Unternehmer gibt es viele Abschreibungsmöglichkeiten, er war der Kaufmann, ich glaubte ihm all seine Geschäfte, auch, dass das alles nötig sei für unser Fortkommen.

Das konnte er dann auch dem Scheidungsrichter glaubhaft machen. Also auch, dass es ihm unmöglich sei, für die Kinder Unterhalt zu bezahlen. Natürlich konsultierte ich auch das Sozial- und Jugendamt, wofür ich tiefe Verachtung seitens Karl-Huberts erntete. Doch mit welchen Zahlen konnte ich die unendlich vielen Formulare füttern? Von ihm kam nichts. Er konnte Beweise liefern, dass er nichts verdiente.

„Geh lieber arbeiten!“, sagten Freunde zu mir, die mehr Durchblick in unseren Finanzen hatten als ich, „da hast du mehr Aussicht auf Geld.“

Danielle hatte traurig die Stirn gerunzelt.

„Es war nicht leicht, hein?“, sagte sie.

„Nein, es war nicht leicht.“

„Bei Luc und mir auch nicht. Aber jetzt ist gut.“

„Bei mir auch!“

Ich konnte schon wieder lächeln.

„Inzwischen haut mich so schnell nichts mehr um. Und ich habe etwas sehr Wichtiges für mich gelernt: Ich gebe nie, nie mehr die Kontrolle über mein eigenes Geld an jemanden ab.“

„Verdienst du genug?“ fragt Danielle.

Da klingelt es an der Tür.

Josèphe ist ein hochgewachsener, dunkelhaariger, breitschultriger und auch breitbeiniger, gemütlich wirkender Mann. Er umarmt Danielle innig und mich förmlich.

„Sarah?“, ruft sie ins Jugendzimmer, und „Allez!“

Im Restaurant

Plötzlich mit schnell dahin genuscheltem Alltagsfranzösisch konfrontiert sein – es ist mir noch recht unverständlich. Ich brauche wohl noch ein paar Tage, um meine Synapsen zur Verarbeitung der französischen Sprache zu aktivieren. Josèphe aber meint, ich spräche sehr gut, und daraus schließt er, ich würde ihn selbstverständlich ohne weiteres verstehen.

„Plus doucement, s’il te plaît!“ – immer wieder bitte ich ihn, langsamer zu sprechen, doch fällt er sehr rasch in sein normales Tempo zurück und ich fühle mich nicht wohl dabei, immer wieder nachzufragen, was er soeben gesagt habe.

Ich finde mich mit dem höflichen Lächeln der Außenseiterin ab, die zwar dabei sein darf, aber nicht wirklich mit einbezogen ist. Als aber auch er immer wieder „C’est chouette!“ sagt, möchte ich von Danielle wissen, was dieses chouette eigentlich bedeutet.

„Es eißt Eule, kleine Eule. Man sagt das so ...“, erklärt sie mir mit einem Schulterzucken.

Also sauge ich auch diesen Ausdruck in mich auf. Auf dem Gymnasium vor mehr als dreißig Jahren wurden eher schwierige politische Themen in der fremden Sprache diskutiert als Alltagsidiome eingeübt.

Ohne dass ich es bemerke, ist Josèphe zur Theke gegangen und hat für uns vier gezahlt. Ich habe nun keine Gelegenheit, meinen Part selber zu zahlen und frage Danielle, ob ich ihr das Geld später geben könne, ich hatte nur einen Fünfzig-Euro-Schein bei mir. „Mais non“, sagt sie, „c’est bien, tu es invitée.“

„Bei uns in Frankreisch es ist selbstverständlich, dass einer zahlt für die ganze Runde. Das nächstes Mal dann zahlt ein andere Person, man wechselt sich. Isch abe gemerkt in Deutschland, jeder zahlt für sisch. In Frankreisch – non. Man isst zusammen und zahlt zusammen.“

„C'est mieux chez nous“, fügt sie noch hinzu. Sie findet die französische Lösung beim Restaurantbesuch besser.

Bei mir hinterlässt das ein Gefühl von Abhängigsein. Nicht abgeschlossen haben. Da bleibt etwas übrig, um das ich mich künftig noch kümmern muss, und ich will mich nicht kümmern müssen.

Ich bin ein Feger, kein Pfleger – ja, so bin ich, das weiß ich.

Wie kann ich mich revanchieren? Eine Einladung nach München als Gegenleistung ist für mich leicht ausgesprochen und wirklich ernst gemeint, aber Josèphe reist nicht, sagt Danielle, er bleibt gerne bei sich zu Haus. Muss ich Josèphe jetzt ungeheuer dankbar sein? „Ich hab so viel für dich getan. Jetzt kannst du auch was für mich tun!“ Der Satz von Vater und Mutter, nicht nur einmal ausgesprochen!, erzeugte doch nur Widerwillen in mir! Und sogar von Freunden kenne ich das: „Die ist mir noch einen Gefallen schuldig.“ Hat man nicht freiwillig geholfen?

Ich will diese Schuld nicht haben und kann ihr in diesem Moment dennoch nicht entkommen, mir fällt keine Lösung ein

So vieles möchte ich auf dieser Reise noch für mich klären. So vieles ist noch zu tun. Zum Beispiel also annehmen lernen – unter anderen Voraussetzungen als bisher. Ob ich nun, mit so viel Zeit im Gepäck, lernen werde, solche Hemmschuhe zu erkennen und wegzuschieben?

Josèphe hat an der Theke exakt den errechneten Betrag bezahlt, habe ich beobachtet. „Gibt er der Bedienung kein Trinkgeld?“, frage ich.

„Non“, sagt sie, „c'est inclus.“

Es sei in Frankreich nicht üblich, zusätzlich Trinkgeld zu geben, erklärt sie mir.

„Öchstens ein paar kleine Cent in eine Tablett legen, wenn du ast. Aber es wird nischt erwartet, so wie in Deutschlandö.“

Zu wissen, wie ich mich zu verhalten habe, wenn ich dann allein unterwegs bin, lerne ich gerne.

Josèphe fährt uns vom Bergrestaurant die kurvigen Straßen hinunter ins Tal bis nach Vienne. Liebevoll verabschiedet er sich von Danielle, als wir vor ihrer Wohnung angekommen sind, und von mir mit höflichen Küsschen links und rechts und links.

„Du kannst noch bleiben bei mir“, sagt sie an diesem Donnerstagabend, „übermorgen ist Samstag und isch muss nischt arbeiten.“

„Nein. Danke, Danielle. Ich will in meine Cevennen. In die Wildnis Frankreichs.“

Da lacht sie laut und herzlich.

„Wildnis! Frankreisch liegt mitten in Europa und ist eine Kulturnation, ast du das noch nicht bemerkt? Wo willst du ier Wildnis finden?“

Sie schüttelt sich immer noch vor Lachen.

Nun, immerhin kannte sie die Cevennen nicht einmal, erst Josèphe hat ihr beim Essen erklären müssen, dass es ein Gebirgszug sei, der bald südlich von Lyon beginne und sich dann bis nach Nîmes durchziehe.

„Du bist doch häufig in der Ardèche am Wochenende“, sagte Josèphe zu ihr, „die Ardèche ist ein Teil der Cevennenvorläufer.“

Ja genau, Josèphe, so habe ich es auch in meinen Cevennenführern gelesen. Danke.

Es ist Freitag Morgen. Danielle hat sich schon beim Kaffee von mir sehr lieb verabschiedet, und Sarah schläft noch, als ich meine Sachen packe und dann leise die Tür hinter mir zuziehe.

Die Cevennen mit der Seele suchend

Ja, in die Cevennen wollte ich, in die wilden Cevennen. Irgendwo würde ich doch nun bald meine wilden Cevennen finden.

Meine Cevennen. Ich versprach mir davon die Entsprechung zur wilden Seite meiner Seele.